

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 11

Artikel: Das Traumhaus
Autor: Münch, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667555>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fenster hinausgeschleudert! Wieder einmal wurde er sich der hohen Verantwortung als Schriftsteller bewusst, die er auf sich genommen hatte. Wie leicht konnte man ein solch pubertäres Gemüt wie diesen Burschen für das ganze Leben vergiften, und mit Abscheu und Verachtung verurteilte er in Gedanken die geschäftstüchtigen und zynischen Skribenten, die eben diese Gifte in das Blut der heranwachsenden Generation verspritzten. Auch diesen Satz beabsichtigte er in seinen Kampfartikel wider die Schundliteratur einzuflechten.

Immerhin wurde ihm auch das Phänomen der Spannung in der augenfälligsten Weise vordemonstriert, und nicht ganz neidlos musste er als Schriftsteller anerkennen, dass diese widerlichen Subjekte von Skribenten in dieser Hinsicht ihr schmutziges Handwerk verstanden. Und er erinnerte sich an seine eigene Jugend. Auch er war ja einmal ein solcher Verschlinger von allem Gedruckten gewesen. Auch er hatte wahllos und mit einer beinahe krankhaften Gier alles gelesen, was er nur in die Hände bekommen konnte. Der verantwortungslose Macher dieses Schmökers, dies musste er anerkennen, hatte Macht über seinen Leser. Er hatte die Netze der Spannung über ihn ausgeworfen und fest zugezogen. Da würde es wohl bis zur letzten Seite kein Entrinnen mehr geben. Bücher, so sinnierte er, die man mit angehaltenem Atem verschlingt, besitzen zwar etwas Berauschendes, aber der Leser wird ganz unstatthaft narkotisiert, gleichsam unter geistige Bevormundung gestellt und vom wirklichen Leben abgesondert. Dieser unbekannte Skribent übte zweifellos eine Macht aus, die zu weit ging, und zudem an einem bedauernswerten Opfer; hier konnte nur eine brutale Entziehungskur heilsam sein.

Sie näherten sich einer Station. Dass es die Station des lesenden Jünglings war, schien dieser aus dem Rhythmus der Räder oder anderen geheimnisvollen Anzeichen zu spüren. Er machte, während er noch las, ein Eselsohr und überflog schnell und schon stehend, die hinterste Seite. Vor dem Aussteigen wollte er offensichtlich noch Gewissheit über den Ausgang der Geschichte haben. Und nun, da er stand, konnte der Schriftsteller seine Neugier nicht mehr länger im Zaum halten. Nur ein wenig vorneigen musste er sich und nach oben spähen. Er las den Namen des Autors und erbleichte kaum merklich. Dann lehnte er sich auf der Bank zurück und blickte verlegen aus dem Fenster. Er suchte nervös seine Zigaretten und

zündete sich eine an. Schliesslich paffte er mit einem ironischen Lächeln.

Der Zug hielt mit einem Ruck an. Hastig stopfte der Jüngling das unappetitliche Buch in seine Tasche und stieg aus.

Der Schriftsteller Ferdinand von Stauffacher, alias Ferdi Müller, lächelte noch immer mit säuerlicher Ironie, denn auf dem Umschlag hatte er seinen eigenen Namen und den Titel eines Romans gelesen, den er sich einst als kaum flügger Schriftsteller vom oder aus dem übervollen Herzen geschrieben hatte.

Paul Münch

D A S T R A U M H A U S

Jedes Jahr zu Anfang März bricht unvermutet jener Tag an, da die Luft voller Frühlingsahnung ist und in dem von der ganzen Familie so beneideten Nachbarsgarten die ersten zarten Schneeglöckchen spriessen. Da versammeln wir uns denn alle auf dem Balkon und betrachten gemeinsam vom zweiten Stockwerk aus die sich verheissungsvoll verwandelnde Welt.

Das Gespräch, das dann beim milden Schein der Märzsonne anhebt, ist so alt wie die (zehnjährige) Geschichte unserer Familie. Es dreht sich um die stets gehegte und nie erfüllte Sehnsucht nach einem eigenen Haus. «Unsere Wohnung wird einfach zu eng», konstatiert Marion einmal mehr und blickt gebannt in die blauende Ferne, wo irgendwo weitab vom Getriebe der Stadt, unser Traumhaus steht.

Mit stiller Wehmut denke ich an jenen Tag zurück, da ich mich, für ein paar Stunden nur, als Mieter eines idyllischen Einfamilienhäuschens fühlte. Es ist ein Tag, der mir zeitlebens in liebevoller Erinnerung bleiben wird. Das Unwahrscheinliche hat sich nämlich ereignet: Eine von hundert Offerten, auf die ich während vieler Wo-

chen unter Chiffre so und so eingegeben hatte, brachte eine Antwort ein. Per Telephon, als es zwölf Uhr schlug. Eine Dame teilte mir mit Trauer in der Stimme mit, sie müsse «umständehalber» ihren Wohnsitz für einige Jahre nach Amerika verlegen und wolle daher ihr in einer nahen Seegemeinde liegendes Einfamilienhaus vermieten. Weil die Höhe des Mietpreises erstaunlich tief war, brach ich, beflügelt von Begeisterung, unverzüglich nach der verheissenen Stätte auf.

Unvergesslich bleibt mir die Stunde, da ich über sanft ansteigendes Gelände emporstieg zu jener Sonnenterrasse, auf der sich — in gebührender Distanz voneinander — schmucke Häuschen wie Perlen einer Kette aneinanderreihen. Welche Perle in dieser Augenweide wird mir zufallen? — orakelte ich, während ich hier über einen verwunschenen Gartenhag und dort durch die halbgeschlossenen Gardinen einer heimeligen Veranda äugte. In wachsendem Selbstbewusstsein stieg ich bergan, blickte ab und zu zurück auf das in einen feinen Nebelschleier getauchte Häusermeer der Grossstadt und bedauerte aufrichtig all die vom Schicksal weniger Begünstigten, die sich vielleicht ebenso nach einer ermutigenden Antwort auf ein Chifferinserat sehnten.

Als ich dann mit der hinter dem Inserat steckenden Dame auf den Balkon ihres Einfamilienhauses hinaustrat und meine Augen über einen verträumten Garten schweifen liess, da erstand ein herzerfreuendes Bild: Ich sah meine beiden Buben über eine weite grüne Wiese traben und Marion singend durch den taufrischen Morgen schlendern; mich selber aber sah ich den Aktenstaub von den Füssen schütteln und beim Umstechen und Jäten die Freude an der Natur und den Segen der Erde neu entdecken ... «Haben Sie eigentlich Kinder?» rief mich die Dame an meiner Seite in die reale Gegenwart zurück. Ich riess mich zusammen, wohl wissend, dass von meiner Antwort Sein oder Nichtsein des soeben im Geiste ersauten Idylls abhing. Auch erschien mir in diesem entscheidenden Augenblick jene andere Hausbesitzerin, die uns einst nach der Demonstration ihrer im städtischen Tagblatt ausgeschriebenen Wohnung mit einer Selbstverständlichkeit ohnegleichen erklärt hatte: «Wissen Sie, gegen zwei kleine Buben habe ich gar nichts einzuwenden, nur das Geschrei eines Säuglings könnte ich unmöglich ertragen ...»

Jene klar formulierte Direktive für die unter ihrem Dache einzuschlagende Familienpolitik löste damals unseren fluchtartigen Rückzug aus. Wie

wenn die Dame auf dem Balkon des Traumhauses meine Pein nachgeföhlt hätte, sprach sie nun die erlösenden Worte: «Ich möchte nämlich mein Haus ganz gerne einer Familie mit Kindern überlassen.»

Ich hätte sie um dieses edlen Ausspruches auf der Stelle umarmen mögen, hütete mich aber, mir durch ein unkorrektes Benehmen alle Chancen zu verderben, hatte mir doch die kinderliebende Dame von vornherein gestanden, dass sie im späteren Nachmittag noch einige andere Interessenten erwarte. Unter Aufbietung meines ganzen Charmes verabschiedete ich mich nun und eilte über die häuschengarnierte Sonnenterrasse zum See hinunter. Bremste meinen rasanten Lauf erst, als mir plötzlich einfiel, dass ja noch alles in der Schwebe lag, dass unser Traumhaus auf sehr wackeligen Fundamenten stand. Kaum im Büro, stürzte ich zum Telephon und schilderte Marion unser künftiges Eigenheim in den verlockendsten Farben. Zuerst teilte, dann dämpfte sie meinen Enthusiasmus mit einem zarten Hinweis auf die Eventualität, dass die lebenswürdige Hausbesitzerin auch gegen uns sein könnte.

Der definitive Entscheid liess nicht lange auf sich warten. Er traf beim Abendessen ein, per Telephon. Irgendein Herr legitimierte sich als Steuerkommissär und zugleich als Verwalter des zu vermietenden Einfamilienhauses. Er müsse uns leider enttäuschen, eröffnete er mir in sachlichem Beamtenton. Seine Klientin habe sich nach reiflicher Prüfung für das Ehepaar Bissig entschieden, das bald nach mir ebenfalls vorgesprochen habe. Aus welchem Grunde? hauchte ich, bereits ein geschlagener Mann. Bissigs seien kinderlos, und ich müsse begreifen, dass dieser Umstand bei der Wahl des Mieters dann doch massgeblich ins Gewicht gefallen sei.

Natürlich begriff ich, fragte mich nun allerdings, warum ich das alles nicht schon früher und ohne fremde Assistenz begriffen hatte. Ich stellte mir Herrn Bissig auf dem Balkon vor, wie er mit dem vollen Gewicht seiner Persönlichkeit auf den Vorzug seiner Kinderlosigkeit hinwies. Jäh verblasste die Fata Morgana auf der grünen Frühlingswiese.

Jedes Jahr im März stehen wir alle auf dem Balkon und blicken vom zweiten Stockwerk hinaus in die blauende Ferne, wo irgendwo, fernab vom Getriebe der Stadt, unser Traumhaus steht ...